Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 11

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069511

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL

Zum Bericht des Generals

Die überwiegende Mehrheit unseres Volkes brachte General Henri Guisan von Anfang an unbedingtes Vertrauen entgegen. Eine Minderheit, die vor allem bei den Offizieren stark vertreten war, verhielt sich anfänglich reserviert. Der liebenswürdige, gewandte Weltmann, der stets eine elegante Uniform trug, sehr gut zu reden wußte und vor dem Objektiv der Filmwochenschau Blumensträuße entgegennahm und junge Mädchen, wenn sie hübsch waren, mit sichtlichem Behagen auf beide Wangen küßte, entsprach nicht recht der traditionellen Vorstellung eines Heerführers. Sie hätten ihn lieber martialischer, soldatischer, «härter» gehabt.

Der Verlauf des Weltkrieges hat dann aber deutlich gezeigt, wie sehr der traditionelle Typus des stets so energisch auftretenden Berufssoldaten nach preußischem Schnitt auf der ganzen Linie versagte. Es war dieser Offizierstypus, der in Holland und Frankreich sich als völlig unfähig erwies, und die Einvernahme der deutschen Generäle in Nürnberg zeigt der staunenden Mitwelt, wie es ausgerechnet dieser Art von Ur-Soldaten am wichtigsten Erfordernis eines Heerführers fehlt: an der Courage.

Auch in unserm Land erwies es sich, daß gerade die Vertreter des absoluten Soldatentums diejenige Tugend, die sie beständig im Munde führten, selbst am allerwenigsten besaßen, nämlich die Härte. Angesichts der deutschen Erfolge wurden diese Härtepropheten selbst innert weniger Wochen windelweich. Das Herz fiel ihnen in die Hosen, und mit ihrer «Haltung» war es aus.

Der verbindliche und zivile General Guisan aber zeigte sich auf der Höhe seiner Aufgabe! Er hatte den Mut, in dem berühmten Rapport auf dem Rütli den Widerstand auch in scheinbar aussichtsloser Lage zu verkünden.

Und nun hat General Guisan mit seinem Schlußbericht nochmals einen Beweis außerordentlichen Mutes gegeben, indem er sich nicht scheute, schonungslos das Ungenügen höchster militärischer Persönlichkeiten aufzudecken.

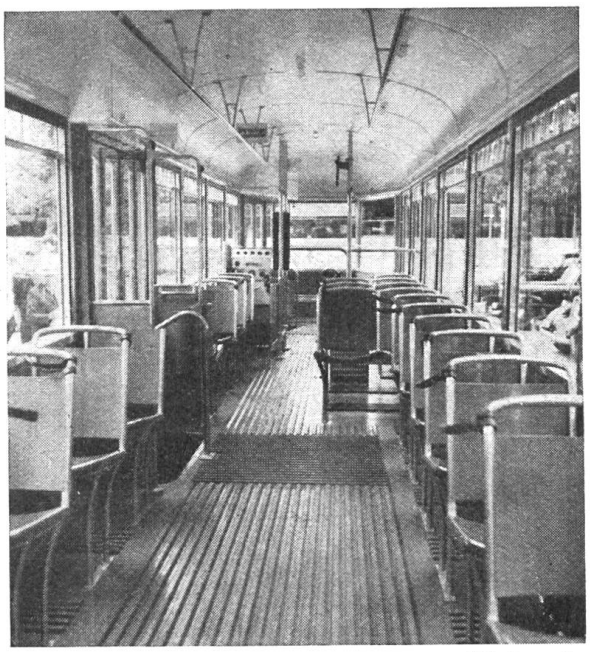
Diese Zivilcourage muß um so mehr anerkannt werden, als sie bei uns selten ist. Es braucht keinen Mut, im Rahmen einer politischen Partei einem Gegner die Meinung zu sagen. Es braucht keinen Mut für einen Gewerbevertreter, einen Unabhängigen anzugreifen und keinen Mut für einen Unabhängigen, einem Sozialdemokraten die Kappe zu waschen. Man weiß, solche Angriffe gehören zum politischen Spiel und werden von vornherein auch vom Angegriffenen nicht für bare Münze genommen. Unangenehme Worte über Leute aus dem *eigenen* Lager zu äußern, ist schon bedeutend riskanter — und deshalb sehr selten. Man lebt in unserm kleinen Lande so nahe beisammen und ist so aufeinander angewiesen, daß man sich nicht gerne weh tut. Man muß riskieren, daß am andern Tage der Angegriffene am Nebentisch im «Della

Casa » sitzt, und am Montag darauf ist man mit dessen Schwager zusammen zum Nachtessen eingeladen.

Aus diesem Grunde gehört eine allgemeine Vertuschungspolitik zur Tradition unseres Landes.

Es wäre für General Guisan viel einfacher gewesen, in seinem Schlußbericht nach alter Väter Sitte allen seinen Mitarbeitern den üblichen herzlichen Dank auszusprechen. Daß er das nicht getan hat, ist ihm hoch anzurechnen.

« Grüezi, Frau Guisan! Isch de Heiri immer na im Dienscht? » lautete ein während des Krieges bei den Soldaten beliebtes Scherzwort. Nein, er hat diesmal die Uniform wohl endgültig ausgezogen, aber nicht ohne dem Vaterland nochmals einen bedeutenden Dienst erwiesen zu haben.



Photopreß

Photographie eines Großraum-Tramanhängers. Hinten links beim Schaltbrett sitzt der Billetteur, an dem die Passagiere vorbeigeschleust werden. Er bedient auch die Einrichtung, welche die Türen automatisch schließt.

Der «Fortschritt»

Während man in London und New York kostspielige Pläne ersinnt, die das Leben in diesen Riesenameisenhaufen wieder persönlicher, gemütlicher, menschlicher machen sollen, ist man in unsern schweizerischen Möchtegern-Großstädten krampfhaft bemüht, die Vorteile, welche eine mittelgroße Siedlung bietet, über Bord zu werfen, die goldene Idylle gegen die blecherne Technik einzutauschen.

Nachdem das Zürcher Tram (aus der Zeit der Überfremdung «Straßenbahn» genannt) seit längerer Zeit seine Großraumwagen hat, werden nun diese Ungetüme auch in Basel eingeführt — und niemand zweifelt daran, daß, in traditionellem Abstand, auch Bern folgen wird. Diese neuen Wagen sind technische Wunderwerke. Die Passagiere müssen hinten einsteigen und werden dann, « in flüssigem Fahrgastfluß, am sitzenden Billetteur vorbei ins Wageninnere geschleust ». Ein einzelner Billetteur kann so in kürzester Zeit eine Unmenge von Passagieren abfertigen. Dadurch ist es möglich, dem Wagen ein größeres Fassungsvermögen zu geben.

Die Tramdirektoren sind selbstverständlich von der Neuerung begeistert, ebenso die Straßenbahnkommissionen, deren Mitglieder ja in der Hauptsache Leute sind, die schon als Knaben lieber Eisenbähnlis spielten als Märchen erzählten. Die Gemeinderäte, welche den Kreditbegehren zustimmen, haben wohl ein etwas unbehagliches Gefühl; aber sie sind zu lange in unsere Schulen gegangen, wo die Göttin Vernunft uneingeschränkt ihr Zepter schwingt, um sich zu getrauen, gefühlsmäßig etwas abzulehnen, dessen Zweckmäßigkeit man ihnen schwarz auf weiß bewiesen hat.

Hier aber liegt gerade der Kern: Die Vermassung und Vertechnisierung unseres Lebens wird so lange weitergehen, bis wir wieder den Mut aufbringen, in soundso vielen Fällen uns für eine zwar weniger wirtschaftliche, dafür aber menschenwürdigere Lösung zu entscheiden.

Im Großraumwagen muß der Passagier, zum mindesten in den Stoßzeiten, vor der Billettschleuse regelmäßig Schlange stehen. Eine Prozedur, die durch ihre ständige Wiederholung wie kaum etwas

anderes das individuelle Lebensgefühl abtötet und zur Vermassung führt. Für Frauen mit Marktkörben oder mit Kindern, für alte Leute, die nicht mehr gut auf den Beinen sind, kurz für alle jene Menschen, die dem Normalformat nicht entsprechen, bildet diese Schleuse ein so großes Hindernis, daß sie diese neuen Wagen nur mit Schwierigkeiten benützen können. Ist es nicht eine Beleidigung der Menschenwürde, wenn ein Verkehrsmittel so gebaut wird, daß es nur dem im Sinne der Tramverwaltung « normalen » Passagier zustatten kommt?

Die Arbeit des Billetteurs, der an der Schleuse sitzt, ist zwar vereinfacht; dafür aber ist er zum Roboter herabgesunken. Aus einem Menschen ist eine Maschine geworden.

Reisegedanken

Herr Präsident, meine Herren!

Am Schlusse des Programmes des französischen Reklamekongresses, an dem ich in Paris teilnahm, war angekündigt « Clôture solennelle au Palais Chaillot ».

Und diese Schlußsitzung war wirklich, wie die Eröffnungssitzung, außerordentlich feierlich, viel feierlicher, als solche Zeremonien bei uns in der Regel sind. Im Gegensatz dazu waren die Kommissionssitzungen sehr unbeschwert und formlos. Da jeweilen nur 20 bis 30 Personen teilnahmen, sprach der Referent im unbeschwerten Ton einer Causerie, und die anschließende Diskussion war durchaus improvisiert, ohne daß der Vorsitzende jedesmal von neuem das Wort erteilte.

Dieser scharfe Unterschied zwischen feierlichen und sachlichen Veranstaltungen wird auch in England und in Amerika gemacht. Bei uns ist die Grenze leider verwischt. Wo würdige Feierlichkeit am Platze wäre, herrscht Formlosigkeit, und wo unbeschwerte Formlosigkeit hingehörte, herrscht ein unangebrachter Bierernst.

Ich habe vor einigen Jahren vorgeschlagen, man möchte jeweilen die erste Sitzung des neugewählten zürcherischen Stadtparlamentes zu einer Feier ausgestalten. Ich regte an, es solle je ein Vertreter der verschiedenen Parteien das Wort ergreifen, die Sitzung sei durch Musikvorträge einzurahmen, und am Schlusse solle der Stadtrat in der Vorhalle des Rathauses einen Ehrenwein kredenzen. Der Vorschlag wurde abgelehnt, mit der Begründung, solche theatralischen Inszenierungen würden von unserem nüchternen Volke nicht verstanden. Der Liberalismus sah in feierlichen Zeremonien ein Überbleibsel des Ancien Régime und brachte sie deshalb verständnislos und radikal zum Verschwinden.

Anderseits hat sich in unserm Kommissions- und Vereinsbetrieb allmählich eine ganz deplazierte Feierlichkeit eingeschlichen. Selbst wenn nur vier Personen anwesend sind, eröffnet der Präsident würdevoll die Sitzung, begrüßt ganz unnötig die Anwesenden und erhebt dabei seine Stimme, wie wenn er an einer Volksversammlung sprechen würde; die Diskussion wird nie zu einem Gespräch, sondern zu einem mühsamen Ablauf sogenannter Voten.

So wie unsere Architektur den grundlegenden Unterschied zwischen feierlichen Monumental- und schlichten Profanbauten verwischt hat, genau so ist diese wichtige Unterscheidung im ganzen öffentlichen Leben verschwunden. Wir könnten in dieser Hinsicht vom Ausland viel lernen.

* * *

La politesse suisse

Gewisse Behauptungen sind so alt, daß man sie allein aus diesem Grunde unbesehen hinnimmt, obschon eine oberflächliche Überprüfung zeigen würde, daß sie falsch sind. Zu diesen Binsen-Irrtümern gehört der, die Franzosen seien höflich und die Schweizer unhöflich. Der schlechte Ruf der schweizerischen Umgangsformen wurde wahrscheinlich schon im Mittelalter durch ausländische

Reiseschriftsteller begründet, die unsere ländlichen Formen mit den aristokratischen Sitten an ihren heimischen Höfen verglichen und nicht merkten, daß eine demokratische Bauernkultur zwar anders, aber nicht weniger wertvoll ist.

In Wirklichkeit ist der durchschnittliche Schweizer unverhältnismäßig gefälliger, freundlicher und liebenswürdiger mit Unbekannten als der durchschnittliche Franzose. Die klassische politesse française mag einmal bestanden haben, und sie hat ihren Niederschlag in vielen Formulierungen der französischen Sprache gefunden. Schon 1918 war aber von ihr nicht mehr viel zu sehen, und durch diesen Krieg ist sie noch mehr zurückgegangen.

Es steht uns nicht an, deswegen den Franzosen, die so viel durchgemacht haben, einen Vorwurf zu machen, aber anderseits sollten wir unsere krankhafte Bescheidenheit nicht so weit treiben, daß wir uns Laster andichten, die wir gar nicht haben.

* * *

Das falsche Vorbild

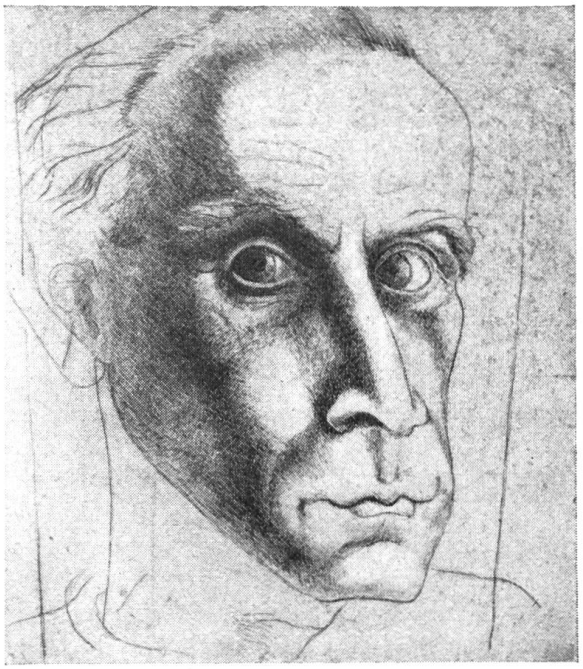
Frankreich ist ein durch und durch verarmtes Land. Die durchschnittliche Pariserin aus dem Mittelstand und den Arbeiterkreisen ist heute nicht nur sehr ärmlich, sondern auch sehr unvorteilhaft angezogen. Das kommt daher, daß die französischen Frauen immer noch an einem Mode-Ideal hängen, das sich heute mit den unvorstellbar beschränkten Mitteln einfach nicht mehr verwirklichen läßt. Die femme du monde, die Dame, gilt immer noch als Vorbild. Da aber Strümpfe für die meisten unerschwinglich sind und Lederschuhe wegen ihres hohen Preises in sehr vielen Fällen durch Strohschuhe ersetzt werden müssen, wäre es nötig, einen radikalen Stilwechsel vorzunehmen. Dazu können sich aber die Französinnen nicht entschließen. Deshalb wirken sie viel proletarisierter, als sie eigentlich sind.

Es zeigt sich hier deutlich ein Problem, das auch bei uns aktuell ist: Auch bei uns wäre es für jene Frauen, die wenig Geld ausgeben können, vorteilhafter, innerhalb ihrer finanziellen Möglichkeiten etwas Eigenes zu schaffen, statt mit unzulänglichen Mitteln einem Mode-Ideal nachzustreben, das sie doch nur in ärmlicher Imitation erreichen können.

Das Opfer

Die grauenhafte Barbarei unserer Zeit hat in vielen eindrücklichen Dokumenten ihren Niederschlag gefunden. In den illustrierten Blättern erschienen zahllose Photographien: ausgemergelte Körper hungernder Kinder, Greise, die mit einem Wägelchen aus brennenden Ruinen ins Ungewisse flüchten, Frauen, von entmenschten Soldaten gehängt, die Überreste von Tausenden von Menschen, die in Verbrennungsöfen ihr Leben gelassen hatten.

Keine dieser Photographien hat mir einen solchen Eindruck gemacht, wie dieses Selbstporträt, das ich zufällig in einer Ausstellung über Emigrantenkunst sah. Auch dieser Mann mit dem eingefallenen Gesicht, mit den angstvollen Augen, mit



Léo Mayer **«Selbstportrait» (Radierung)**

dem verbitterten Mund, war einst ein Kind, das gläubig und vertrauensvoll seine Mitmenschen anlächelte. Und diese Menschen haben ihn derartig gequält, seine Menschenwürde verletzt, seine Seele geschändet, daß aus ihm das wurde, was er jetzt ist: ein typischer Flüchtling.

Auch unrecht Gut gedeiht

Ort der Handlung: Das Landhaus eines deutschen Wirtschaftsführers in der Nähe von München.

Zeit: Das Jahr 2041.

Der holländische Gast bewundert im Musiksaal seines Geschäftsfreundes einige prachtvolle javanische Stickereien, welche die Wände bedecken.

«Fabelhaft, diese Sachen, die Sie hier haben», sagt der Holländer bewundernd, «solche Museumsstücke sind ja für kein Geld mehr aufzutreiben.»

Der Gastgeber lächelt geschmeichelt: «Na ja, die Dinge machen mir viel Freude. Sind uralter Familienbesitz. Ein Ururgroßvater von mir hat sie mal mitgebracht.»

Der Holländer ist tief beeindruckt von diesen Zeugnissen alter Familienkultur.

Daß dieser Urahne ein brutaler SS-Unteroffizier war, der die Stickereien im Jahre 1941 samt einem Posten Silbergeschirr und Perserteppichen in einer holländischen Bürgersfamilie gestohlen hat, daran denkt im Jahre 2041 kein Mensch mehr.

Reichtum ist kein Verbrechen, so wenig wie Armut eine Schande ist. Aber wenn wir uns etwas deutlicher vor Augen halten würden, in wie vielen Fällen zu allen Zeiten es nicht Tugend und Verdienst, sondern Raub, Betrug und Rücksichtslosigkeit waren, welche den Wohlstand besonders prosperierender Familien begründeten, würde das die gerade in unserem Lande so verbreitete Beweihräucherung der reichen Leute vielleicht doch etwas dämpfen.

Stilproben

Die Basler und der Nationalsozialismus.

Daß die rechtsextremen Organisationen in Basel nur geringen Anklang fanden, war nicht ein Zufall. Die Basler Bevölkerung hatte im Gegenteil den Nationalsozialismus von allem Anbeginn an als schweizerischem Sinn und Empfinden zuwiderlaufende, auf Gewalt und Terror gebaute krankhafte Äußerung politischer Unreife erkannt und radikal abgelehnt. Die Humanistenstadt Basel darf es sich zugute halten, nie ein geeigneter Nährboden für solcherlei Gewächs gewesen zu sein.

Wie die in der Schweiz lebenden jungen Deutschen körperliche Ertüchtigung betrieben.

Mitglieder des Deutschen Turn- und Sportvereins turnten regelmäßig mit ihnen. Exerzierübungen und Kriegsspiele auf offenem Gelände gesellten sich im Kriege dazu. Dabei zeigten sich der schweizerischen Öffentlichkeit die «Fortschritte» der Schulung. Junge Deutsche, die in der Schweiz aufgewachsen waren, führten sich wie ausgewachsene Obersturmführer der SS auf. Bei den Kommandos trat jenes «Zackige» und «Eckige» in Reinkultur hervor, das von angehenden Führern der Hitlerschen Stammtruppe verlangt wurde.

Zeit der Bewährung.

Wenig später stellte der Zusammenbruch Frankreichs den Widerstandswillen des Schweizervolkes auf eine neue, dieses Mal härtere Probe. Weitherum im Lande, sozusagen in allen Kreisen der Bevölkerung und bis in die Spitzen der Behörden hinauf, waren nunmehr Leute anzutreffen, die sich zu fragen begannen, ob es jetzt noch einen Sinn habe, sich der alles zermalmenden deutschen Walze entgegenzustellen, wenn sie sich erst einmal in der Richtung Schweiz in Bewegung gesetzt haben werde; ob es nicht vielmehr sinnvoller sei, mit dem siegreichen Deutsch-

land neue, engere Bande zu knüpfen, die der Schweiz einen «ehrenvollen Platz» im ohnehin unabwendbaren neuen Europa sichern würden; ob dieses neue Europa unter der Führung Deutschlands, wenn der unselige Krieg erst einmal beendet ist, wirklich so schlimm sein werde, wie es ursprünglich den Anschein hatte. Solche und ähnliche Gedanken begannen sich in den Köpfen jener festzusetzen, denen die Tragödie Frankreichs kalte Schauer über den Rücken gejagt hatte und die, von Angstträumen geplagt und um ihr Leben und ihren Besitz zitternd, zu jedem Kompromiß, der ihre äußere Existenz gewährleistete, bereit waren. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß es nur die berühmten «Zweihundert» waren, die Mitte November 1940 unter der Führung Hektor Ammans ihre Ansichten in einer Eingabe an den Bundesrat zusammenfaßten. Man kommt um das Eingeständnis nicht herum, daß die Zahl der damaligen Zweifler — oder «Anpasser», wie man sie heute nennt — um ein Vielfaches größer war!

Es liegt auf der Hand, daß die schweizerischen Nationalsozialisten die Situation nach allen Seiten für ihre Zwecke auszunützen versuchten.

*

Woher stammen diese glänzend formulierten Sätze? Aus einem neuen Buch eines schweizerischen Historikers? — Keineswegs, sondern aus einer Amtsstube. Sie sind dem Bericht des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt über «Die Abwehr staatsfeindlicher Umtriebe in den Vorkriegs- und Kriegsjahren sowie die Säuberungsaktion nach Kriegsschluß» vom 4. Juli 1946 entnommen. Es lohnt sich, dieses hochinteressante Dokument bei der Staatskanzlei des Kantons Basel-Stadt zu kaufen.

Ich habe noch nie ein Dokument einer Behörde gelesen, das so anschaulich geschrieben ist. Das kommt zum Teil daher, weil sich der Basler Regierungsrat getraut, einen eindeutigen weltanschaulichen Standpunkt einzunehmen. Im Gegensatz zum entsprechenden bundesrätlichen Bericht werden die Angriffe auf unsere Demokratie beurteilt und verurteilt.

Der Bericht ist auch inhaltlich außerordentlich interessant; denn ich zweifle nicht daran, daß eine spätere Geschichtsschreibung weder die Durchführung der Rationierung, noch den Mehranbau, ja nicht einmal die Landesverteidigung als die eigentliche schweizerische Großtat dieser Epoche bezeichnen wird, sondern die Art und Weise, wie das Schweizervolk die nationalsozialistische Propagandaflut abwehrte. Unsere Nachkommen werden einmal in den Schulbüchern lesen können, was ihre Vorfahren aus der Zeit des zweiten Weltkrieges für vorbildliche Eidgenossen waren.